Das Vaterländische in Gottfried Kellers Gelegenheitsdichtungen

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751318

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

V. Jahrgang | Januar 1911 | Heft 5

Das Vaterländische in Gottfried Kellers Gelegenheitsdichtungen

Von **F. O. Schmid**

Du kennst die besten Bande,
Die Altes binden neu:
Bleib treu dem Vaterlande,
So bleibst Dir selber treu!

Gottfried Keller

I.

Wohl jedem, den Neigung oder Beruf aus den etwas engen Grenzen unseres Vaterlandes in die verheißungsvolle Ferne zog, der fremde Länder, fremde Städte, fremde Menschen und Einrichtungen kennen lernte, den das reichbewegte und abwechslungsvolle Leben der Großstädte umrauschte, ist für längere oder kürzere Zeit das Bild der Heimat verblaßt oder wohl ganz erloschen, und nur in verdämmernden Stunden vielleicht noch hat es mit einem leise mahnenden Vorwurf kühl und fern an seine Seele gerührt, ohne mehr zu hinterlassen als einen rasch verzitternden Nachhall von einstiger Größe und Schönheit. Der Reiz des Neuen, der in kaum zu bewältigender Fülle auf den Geist eindringt, der grelle und aufdringliche Glanz der Großstadt, der alles andere in den Schatten rückt, macht, daß der Fremdgewordene für heimatliche Einrichtungen und Zustände bald nur mehr ein mitleidiges Achselzucken übrig hat und vielleicht sogar mit einem leisen Schauder an die Zeit denkt, wo er in jenen engen Kreis zurückkehren muß, der seine Jugend umschloß und der doch so reich und köstlich war.

Aber wenn das Neue, Blendende zum Alltäglichen geworden ist, wenn der glänzende Firnis unter dem prüfend pochenden Finger zerstiebt, und das wahre Wesen der Dinge zum Vorschein kommt, wenn die alten treuen Erinnerungen wieder die Augen aufschlagen und leise zu flüstern und sprechen beginnen, dann wird er sich auch der Werte wieder bewußt, die in dem

Begriff „Vaterland“ liegen, erkennt er klarer denn je die Zusammenhänge, die ihn mit seinen Landesgenossen zu einer dem gleichen Schoß entsprungenen, im Wesen, Denken und Empfinden eigenen Volkheit verbinden. Und reuiger als er mag wohl kaum einer das Bild der Vergessenen wieder heraufbeschwören, tiefer kaum einer fühlen, wie sehr er mit dem Flecken Erde verwachsen ist, wo sein Vaterhaus stand und der Quell seiner Jugend rauschte, jener Fleck Erde, dem er alles dankt, was er an Tüchtigem und Bodenständigem ins Leben mitbekommen hat.

Da mag denn wohl jene heiße Sehnsucht nach der Heimat entstehen, die so oft geleugnet wird und doch in kaum zu ahnender Stärke auftritt, jene Sehnsucht nach der unvergleichlichen Schönheit der heimatlichen Berge, nach den weißen, seligen Schneefeldern und der tiefblauen Glocke des Himmels darüber, der nirgends so klar und nirgends so voll großer, jede Unruhe der Einzelheit auslöschender Majestät ist, nach in der Sonne flimmernden Seen und grünen Matten voller Blumen und Sterne, nach Herdengeläute und Glockenklang und den trauten Lauten der Sprache, die der Kindermund zum ersten Male im Leben stammelte. Jenes unstillbare Heimweh, das dem rauhen Goldsucher im fernen Westen die Tränen in die Augen treibt und den Soldaten auf Straßburgs Schanzen zwang, den Tod im Auge, über den Rhein hinüber zu schwimmen, als er „drüben das Alphorn anstimmen hörte“, wie es in dem so wundervoll schlichten und doch so wundervoll ergreifenden Volksliede heißt.

Auch Gottfried Keller hat das im vorstehenden Gesagte an sich erfahren. Zwar sind von ihm eine Anzahl Aussprüche bekannt, die glauben machen könnten, der große Zürcher sei seiner engern und weitern Heimat nicht besonders freundlich gesinnt gewesen. Am bekanntesten ist wohl das Wort, mit dem er die Schweiz als einen Holzboden für die Kunst bezeichnete. Daß auch heute noch ein großes Stück Wahrheit in diesem Ausspruche liegt, wird wohl kaum jemand, der die Verhältnisse einigermaßen kennt, zu leugnen wagen. Um so weniger darf man ihn einem Manne übel nehmen, der, wiewohl das Ausland sich längst vor seinem Genie gebeugt hatte, in der Heimat noch fast ein ganzes Menschenalter hindurch um seine Anerkennung kämpfen mußte, während man Reklamepoeten und Tagesgrößen in alle Himmel erhob. Ein Brauch, der ja auch heute noch genugsam geübt wird, wenn mir

auch mit Hamlet scheinen will, daß der Brauch mehr ehrt als die Befolgung. Was sonst von Gottfried Keller an ähnlichen abfälligen Bemerkungen bekannt ist, ist lediglich Augenblicken momentaner Verstimmung entsprungen, und nur jener seichten Verallgemeinerungssucht ist es zu danken, daß sie heute noch mit schäbigen Kleidern und durchlöcherten Mänteln in der Welt herumlaufen und, vom Abglanz eines großen Namens beleuchtet, immer wieder von Krämerseelen und Philistern sich als „ewige Wahrheiten" mißbrauchen lassen. Denn daß Gottfried Keller ein Patriot war, wie man ihn sich glühender und freiheitsstolzer kaum denken kann, daß er im tiefsten Kern seiner Natur unlöslich mit der Heimat verwachsen war und an ihr mit jeder Faser seines Wesens hing, das geht trotz der „Leute von Seldwyla" und anderem, aus seinen Schriften und namentlich aus seinen Gelegenheitsgedichten zur Genüge hervor. Und mir scheint, daß es nicht ganz unnütz sein mag, wieder einmal darauf hinzuweisen, in einer Zeit, in der das Phrasengeplätscher und die offizielle und inoffizielle Zungengymnastik fast überall der Weisheit letzter Schluß ist und eine seichte Flut längst abgebrauchter Gemeinplätze und schweißig gewordener Schlagworte den Begriff „Vaterland" so heruntergewürdigt haben, daß er kaum mehr scheint, was er sein sollte. In einer Zeit, wo bei uns nicht nur in militärischen Dingen — da freilich von gewissen Leuten zuerst — sondern auch im bürgerlichen Leben vielfach ein eitles Nachäffen fremder Sitten und Einrichtungen Maxime geworden ist und vielen „Republikanern" Byzanz näher zu liegen scheint, als die mit dem Blute unserer Väter in jahrhundertelangen Kämpfen aufrechterhaltene Freiheit und Unabhängigkeit der Heimat.

Schon in den, nicht in den Abschnitt „Festlieder und Gelegentliches" fallenden „Sonetten" des ersten Bandes seiner Gedichte* hat Gottfried Keller in einer kurzen Strophe treffend ausgedrückt, was er unter „Nationalität" versteht und hat damit auch gleich den Kern der Sache getroffen:

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand.

Volkstum und Sprache! Das ist das Originale, Unverfälschte, Echte, der Urquell alles Vaterländischen. In der Sprache namentlich, in der ja

* Verlag von J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin.

das Volkstum Ausdruck findet, konzentrieren sich die feinsten Züge vom Wesen eines Volkes. Ich will ein Gleichnis hersetzen:

Ein Mann kehrt aus fremden Landen heim. Er hat alles gesehen, was die Welt Großes und Wunderbares bietet. Er hat dort geweilt, wo an schweigenden Ufern weiße Marmorpaläste aus dunklem Grün hervorschauen und schwarze Zypressen sich leise im flüsternden Winde wiegen. Er ist am Meeresstrand gesessen, als fern im Westen die blutrote Kugel der Sonne in den Fluten verschwand, und über den blauen See von Tiberias ist er gefahren, als sie im Osten in leuchtender Schöne wieder aufging. Die Palmwälder Indiens haben über seinem Haupte gerauscht, die Wellen des Rio de la Plata haben in seine Träume geklungen, und zu der schweigenden Großartigkeit des amerikanischen Felsengebirges hat er den staunenden Blick erhoben. Er hat fremde Völker, fremde Sitten, fremde Sprachen und Einrichtungen kennen gelernt und kehrt nun nach langer Abwesenheit wieder in seine Heimat zurück. Es hat sich nicht vieles verändert; aber vieles scheint ihm fremd, weil er selbst ein Fremder geworden ist. Da hört er die Sprache der Heimat wieder, seine Muttersprache. Und wie mit einem Schlag wird alles wieder lebendig, was ihn einmal mit diesem Fleck Erde verknüpfte, alle Träume der Kindheit und alle Erinnerungen der Jugend; ein jeder der altbekannten Laute weckt eine Fülle der geheimsten Beziehungen und Gedanken, die auf dem Grunde der Seele geruht hatten, wie ein Schatz in einem tiefen Brunnen, über den das Wasser quillt und quillt, ohne ihn zu verändern: Er findet die Zugehörigkeit zu seiner Heimat und zu seinem Volke wieder.

Und deshalb ist die Sprache das Medium, das uns hineinführt in das tiefste und eigentümlichste Leben eines Volkes. In ihr finden alle Besonderheiten und feinsten charakteristischen Züge ihren Ausdruck; die ganze urwüchsige und unverkünstelte Volksseele tritt uns daraus entgegen. Ein Land, das seine Sprache hochhält, wird, so lange ihr Klang noch besteht, auch seine Nationalität nicht verlieren.

Ein tiefes Vaterlandsgefühl in Verbindung mit der alteingesessenen Freude des Schweizers am fröhlichen und festlichen Beieinandersein kommt in den Gedichten zum Ausdruck, die Gottfried Keller zu Anlässen wie Schützen-, Sänger- und andern Festen schuf. Wenn der allen Äußerlichkeiten abholde,

knorrige Schweizer freilich hätte ahnen können, zu welcher lernaeischen Schlange sich diese Festwut im Laufe der Zeit auswachsen würde, wäre er mit seiner Begeisterung wohl etwas vorsichtiger gewesen und Gedichte wie das wundervolle „Wegelied“ wären wohl ungeschrieben geblieben. Denn ob sich in dieser förmlichen Seuche von Festen noch „jede Pflicht erneut und jede Kraft stählt“, ob nicht die „Frucht der gestreuten Körnersaat“ eine noch fragwürdigere Gestalt als des armen Dänenkönigs armer Geist hat, darüber ließe sich denn doch noch streiten. Und nicht umsonst bemühen sich seit langem ernste Männer jenem Übel zu steuern, das das ehemals übliche „leidenschaftlich freie Wort des Freien“ zur Phrase herunterwürdigt und das tiefe und wahre Zusammengehörigkeitsgefühl zum seichten Hurra- und Pseudopatriotismus macht, in dem das Unzulängliche nur zu sehr Ereignis wird.

Wegelied

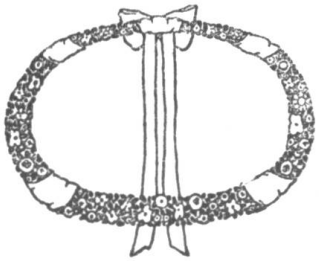
Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh'
Und wand're rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Bekränzt, auf allen Pfaden her;
Die luft'ge Halle seh' ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen schwer;
Vom Rednersimse schimmert lieblich
Des Festpokales Silberhort:
Heil uns, noch ist bei Freien üblich
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied, von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des Festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende fliehn!
Und jede Pflicht hat sie erneuet,
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die nimmer ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rüstig Volk zum Feste geht
Und leis die feine Bannerseide
Hoch über ihm zum Himmel weht!
In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und kehr' nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein!

(Schluß folgt).



Der Student und die Kunst

Von **Joseph Aug. Lux**

Die Studentenschaft einer mitteldeutschen Universitätsstadt wendete sich an mich, sie möchte eine Einführung über „Die Kunst im Leben des Studenten" von mir haben. Ich tue es gern, und möchte es gleich auch für die anderen tun. Aber ich weiß nicht, ob ich da helfen kann. Ich weiß zu wenig von den akademischen Herrlichkeiten, von den akademischen Nöten. Ich war nie Student. Studierender bin ich heute noch. „Die Kunst im Leben des Studenten." Wenn ich's bedenke, so packt mich schon wieder der Zweifel, der verläßlichste Hüter meines Glaubens. Und er sagt mir: So etwas gibt's nicht! Gibt es ebensowenig wie „Die Kunst im Leben des Kindes". Oder wie „Die Kunst im Leben des Bauern, des Advokaten, des Richters, des Arztes, des Soldaten, des Fabrikanten" ꝛc. Zwar hat unter dem Schlagwort „Studentenkunst" vor kurzem eine Bewegung von sich reden gemacht, die darauf hinauslief, die Bierkrügl, die Korpsabzeichen, die Versammlungslokale, ein bißchen à la mode zurecht zu machen. Es ist gut, wenn es geschieht. Denn manchmal sind diese Dinge wirklich schauderhaft. Vor einiger Zeit sprach ich in einer deutschen Kunststadt vor den Studenten über Kunst. Und meine liebe Zuhörerschaft, — die liebste, die ich